



# Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**  
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

# Illustriertes

1901. \* № 49.

## Junge Herzen.

Novelle von E. Merk

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Einen Kuß der Susel,“ fuhr Bruno fort, „die so freigebig ist mit ihren Küßen, den nimmt man hin wie den Händedruck eines gleichgültigen Menschen. Man denkt im nächsten Augenblick nicht mehr daran. Ich würde mich keinen Moment besonnen haben, meiner Braut, meiner Frau zu gestehen, die rote Heye sei mir vor allen Leuten um den Hals gefallen. Aber ich begreife dennoch, Martha, daß Sie schlimm von mir denken, daß Sie mich verdammen mußten. Sie haben zu wenig Einblick in jene Kreise. Sie konnten ja nicht wissen, wie wenig die Susel sich selbst bei jenem Kusse dachte, wie wenig ich dabei empfand. Es war ein unseliger Zufall, der Sie in die Nähe führte gerade in jenem Augenblick.“

„Einer jener Zufälle, die über unser Geschick entscheiden,“ murmelte Martha, wie laut vor sich hin sinnend.

Er blieb stehen, wie von jähem Schrecken an die Stelle gebannt.

„Das war's? Und deshalb? Deshalb haben Sie sich weggegeben an einen anderen?“

Er hatte ihre Hand erfasst und drückte sie mit leidenschaftlichem, wildem Ungestüm. „D, Martha! Was haben Sie gethan?“

Ihre Augen drängten sich wieder ineinander. Der trennende Nebel war fort; die helle Flamme schlug von einem zum anderen.

„Unabänderliches!“ stieß sie hervor in heißer Angst. „Lassen Sie uns Abschied nehmen. Gehen Sie! O bitte — wir dürfen nicht weiter miteinander sprechen. Es ist so unrecht. Gehen Sie! O, seien Sie nicht grausam!“

„Das Leben ist grausam, Martha, das solches geschehen ließ! Ich will fort von hier, dort hinüber in die Berge. Ich will Ihre Wege nicht mehr kreuzen. Leben Sie wohl! Leben Sie wohl!“

Dann war er gegangen, und sie schritt die stille, sonnige Straße dahin; wie sie auf den Brief in ihrer Hand blickte, packte es sie wie

ein Krampf. Sie rang nach einem klaren Gedanken aus all der Wirrnis heraus, in die sie sich verstrickt fühlte. Dann war es ihr, als spräche in ihr selber eine ruhige, mahnende Stimme: „Du mußt vorwärts! Du mußt zur Bahn! Der Brief soll ja fort. Das ist nun deine Pflicht!“

Wie ein Ruhepunkt, wie ein Halt erschien ihr das eine Wort: Pflicht.

Doch als sie dann langsamen Schrittes wieder denselben Weg zurückkam, als sie die Stelle wieder erreichte, wo die Berge sichtbar waren, wo die Bergglocken blühten, und ihr nun plötzlich ganz klar ins Bewußtsein trat, daß sie Bruno nie mehr sehen sollte, im ganzen Leben nicht mehr, da war es ihr, als müsse sie sich verzweifeln auf den Boden niederwerfen und aufschreien in einem unerträglichem, zermarternden Abschiedschmerz.

Mit müden Füßen schleppte sie sich nach Hause. Als sie über den Holzsteg schritt, der nach ihrer Wohnung über den Fluß führte, da mußte sie in den tiefen, kühlen Strudel des



Ansicht von Mytilene. (S. 387)

Bergwassers mit einer wilden, dumpfen Sehnsucht hinabschauen.

Ihre Mutter saß auf dem kleinen Balkon in einem hellen, duftigen Sommerkleide und rief ihr lachend ein paar Worte zu, die das Räuschen verschlang.

Lea war in rosigster Laune. Der General hatte stundenlang bei ihr in der stillen Laube in dem kleinen Obstgarten gesessen und zum erstenmal von jener großen Leidenschaft gesprochen, die er vor Jahren für sie empfunden, von den Entsagungsschmerzen, mit welchen er damals von ihr gegangen war. Dabei hatten seine Augen so warm auf ihr geruht, daß sie wohl gefühlt: das war kein Wühlen in erloschener Liebesasche; das war nie ganz erkaltete, wieder erwachte, frische Blut. Das letzte bindende Wort, das Geständnis: „Es ist heute wie damals! Ich liebe dich, und nun bist du frei!“ hatte ihm sichtlich auf den Lippen geschwebt, aber er war plötzlich aufgesprungen und hatte sich in einer hastigen, leidenschaftlichen Erregung entfernt. Die Scheu, die den gereiften Mann im Moment der Entscheidung erfaßte, eine gewisse Befangenheit vor dieser Liebeswerbung mit grauem Haar, hatte ihn noch im letzten Augenblick von ihr getrieben.

Aber Lea lächelte nur darüber; sie wußte, nun war die richtige Stimmung gefunden, das Eis gebrochen; nun kam auch wohl in Wärme der Moment des völligen Aussprechens, des endgültigen Sieges. Mit triumphierenden Augen schaute sie in den Abendhimmel hinaus. Ihr Kopf glühte; nicht von verliebten, aber von ehrgeizigen Hoffnungen. Was sie ersehnte, was sie nun so erreichbar nahe vor sich sah, war ja nicht ein treues Herz, nicht die Neigung eines geliebten Mannes; es war der Name und die hohe Stellung des Generals, des künftigen Ministers; der Titel „Excellenz“, den sie schon im Ohre klingen zu hören meinte.

„Komm rasch, Martha,“ rief sie der Tochter zu, als diese sich dem Hause näherte, „ich habe frohe Nachricht für dich!“

Als das Mädchen zu ihr getreten war auf den Balkon, und sie dessen blaßes, verstärktes Gesicht bemerkte, da lachte sie.

„Nun, ich glaube wahrhaftig, du erschrickst über ein Telegramm! Ich sagte dir ja: frohe Nachricht! Klemens kommt morgen und bleibt ein paar Tage!“

Lea schaute wieder, ihren eigenen Gedanken nachhängend, in die Ferne hinaus, während die Tochter stumm die Depesche anstarrte und mechanisch die Worte las in einer sie ganz einengenden Todesangst. Manchmal hob sie die Augen zu dem Abendhimmel empor, zu den großen, weißen, schweren Wolken, wie flehend um Schutz, um Trost. Sie fühlte sich so ratlos, so hilflos, wie ein Kind, das erst keck auf eigenen Füßen fortlaufen wollte und nun, plötzlich um sich blickend, sich ganz verirrt, auf fremdem Boden steht und nicht mehr weiß, wie es weiter soll. Wie ein Kind auch rief sie den Namen der Mutter und hoffte von ihr Rettung, Klarheit, Hilfe.

„Mutter, ich beschwöre dich, Mutter,“ sagte sie leise, ihre zitternden Hände um Leas Hals schlingend und sie mit großen, flehenden Augen anblickend, „ich beschwöre dich, schreibe du an meinen Bräutigam, daß er nicht kommen soll!“

„Bitte, bitte! Er soll nicht kommen! Morgen nicht!“

„Was soll das heißen? Wie kann ich deinem Bräutigam verbieten, dich zu besuchen?“ erwiderte Lea hart und suchte die Hände abzuschütteln. „Aus welchem Grunde möchte ich wissen?“

„O Mutter, nur nicht morgen! Nur nicht jetzt! Ich will ja wieder ganz vernünftig werden —“

„Vernünftig werden! Das klingt ja sehr eigentümlich im Munde einer Braut. Du irrst dich, wenn du glaubst, du würdest bei mir Unterstützung finden für derartige Launen. Ich würde mich ja vor deinem Bräutigam schämen, meine Tochter so schlecht erzogen zu haben.“

du kein kleines Kind. Du thust dir sonst sogar sehr viel zu gute auf deinen Ernst und deine strengen Anschauungen. Du mußt also wissen, daß eine Verlobung kein Spiel ist. Klemens liebt dich viel mehr, als solch grasgrünes Ding verdient. Du bist fein aus freiem, selbständigem Entschluß. Was sollen also diese überspannten Thränen? Was soll diese Duldermiene?“

„Ich kann ihn nicht lieb haben, Mutter! Es war ein Irrtum!“ kam es stoßweise unter Schluchzen hervor. „Ich glaube — o, mein Herz gehörte längst einem anderen, und nur aus Trost —“

Nun flammte es böse aus Leas Augen, und ihre Nasenflügel zitterten zornig. O, sie verstand! Das Mädchen hatte Bruno wiedergelesen, und er hatte sich wieder in ihr Herz zu schmeicheln gewußt. Leas Fuß stampfte ungeduldig den Boden. Das fehlte ihr gerade, daß jetzt, so nahe am Ziel, die alte Geschichte ihr aufs neue ihre Pläne bedrohte! Warum hatte sie diese Begegnung nicht verhindert? Warum so fest darauf gebaut, daß mit Marthas Verlobung diese thörichte Verliebtheit in Bruno einen endgültigen Abschluß gefunden hätte?

Ihre ärgerlichen Selbstvorwürfe machten ihren Ton nur liebloser und herber, als sie, das Mädchen mit rauher Hand in das Zimmer ziehend, mit finsternem Gesicht auf sie einsprach: „Du solltest dich schämen, solche Worte nur über die Lippen zu bringen. Hier, hier an deinem Finger trägst du den Ring, den der Mann, der dich liebt, dir an die Hand gesteckt hat. Ihm hast du dich zu eigen gegeben! Ihm hat dein Herz zu gehören! Jeder andere Gedanke ist Sünde, Verbrechen! Ich meine, du hättest schon in der Schule gelernt, daß ein Versprechen heilig sei und daß nur leichtsinnige und ehrlose Menschen ihr Wort brechen!“

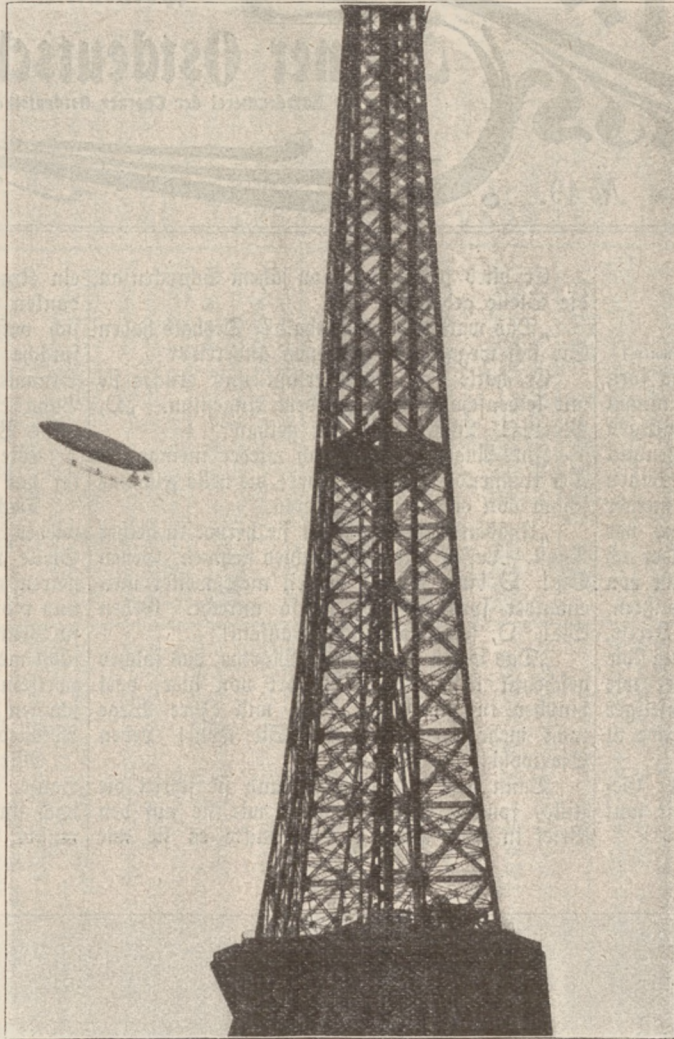
Lea gefiel sich in ihrer strengen, fühllichen Entrüstung. Sie wußte, daß solche Bedenken den tiefsten Eindruck auf die Seele ihrer Tochter machen würden, und ohne Erbarmen für das zitternde, in hoffnungslosem Jammer auf einen Stuhl niederstinkende Kind, das mit so todestraurigen Augen um sich schaute, verließ sie zornig das Gemach.

Martha weinte nicht mehr. Mit einem Schauer durchlief sie plötzlich die Erkenntnis, daß ihre Mutter sie nicht lieb habe. Wöllig heimatlos

erschien sie sich; ganz verlassen und allein.

Wie Verzweiflung überkam sie's, und sie stürzte fort aus dem Zimmer, die Treppe hinab, ins Freie.

Die Bäume draußen, der Wald, der Abendhimmel, die schweigende Natur hatten mehr Trost für sie als die Mutter. Es war ihr, als müsse sie fortlaufen von den Menschen, sich verkriechen in die Einsamkeit. Halb besinnungslos, ohne zu überlegen, wohin sie wollte, nur fliehend in ihrer Herzensnot, stieg sie zu der Bank unter dem Kreuz auf dem Felsen hinauf. Hier kauerte sie auf dem Holzstuhle und schaute in stummer Dual hinüber zu den Bergen. Eine dunkle Wolkenschicht, die ein feurig roter Strahl umsäumte, lagerte über ihnen; allmählich erlosch der leuchtende Glanz; schwarz und schwer hoben sich nun die dunklen Tannenwälder aus der Dämmerung. Es weiterleuchtete in der Ferne; die vor kurzem noch so sonnig heitere Landschaft war plötzlich ernst, traurig geworden, von brüten-



Santos Dumonts Fahrt um den Eiffelturm in Paris. (S. 587)  
Nach einer Photographie von Albert Hautecoeur in Paris.

Das flehende junge Gesicht senkte sich; aber die Arme klammerten sich nur fester, angstvoller um den Hals der Mutter; das heiße Haupt an deren Brust drückend, schluchzte Martha: „O, hab Erbarmen mit mir! Ich bin ja so unglücklich!“

Aber Lea stieß sie ungeduldig zurück und stand auf. „Welche Scene auf dem Balkon! Ich bitte dich, beherrsche dich doch! Es wäre eine Schande, wenn die Leute im Hause dich hörten! Man sollte meinen, du wärest das Opfer wer weiß welcher Tyrannei. — Besinne dich einmal, Martha: hat dich irgend jemand gezwungen, dich zu verloben? Nein! Du kamst einfach mit der vollendeten Thatsache zu mir. Jede andere Mutter hätte dich wohl ihre Gefränktheit fühlen lassen über einen so eigenmächtigen Schritt. Ich aber war mit deiner Wahl einverstanden und machte dir deshalb keine Vorwürfe, daß ich nicht vorher um meine Meinung gefragt worden sei. Uebrigens bist

der, dumpfer Ruhe. Das Mädchen aber starrte hinüber zu den wolkenbelasteten Gipfeln, als müßte sie dort den Geliebten suchen.

Wo er wohl weilte? Wo er die Sonne scheiden sah? Ob ihm das Herz so weh that wie ihr? Aber er war ja frei. Er brauchte sich nicht falsch und schlecht zu erscheinen wie sie. Sie, die ja nicht mehr wußte, was recht und unrecht sei; die an sich selber so gänzlich irre geworden war.

„Du hast dich Klemens zu eigen gegeben! Jeder andere Gedanke ist Sünde und Verbrechen! Ein Versprechen aber ist heilig!“

Die Worte der Mutter, die diese ihr in so ungewohntem, zürnendem Ernst gesagt, klangen ihr wie ein Verdammungsurteil im Ohre.

Zum erstenmal dachte sie über die Zukunft grübelnd nach, über die Ehe, zu der sie sich verpflichtet hatte. Wenn sie Klemens' Frau geworden war, dann würde sie wohl immer allein mit ihm bleiben müssen, ihm noch viel mehr angehören wie bisher? Dann nahm er sie mit auf die Hochzeitsreise; dann durste er immer in ihrer Nähe sein — zu jeder Stunde. — Drohend, beängstigend, wie ein furchtbares Schrecknis stand ihr plötzlich die nur geahnte Vertraulichkeit der Ehe, das Zusammensein mit dem ungeliebten Mann vor der Seele, daß sie aufsprang in wildem Entsetzen: „Lieber hinunter in die Tiefe! Lieber sterben!“

Sie lehnte sich über die schmale Brüstung, die den Felsen umfaßte, und starrte, halb wahn-sinnig in ihrem Grauen, in ihrer Angst vor der Zukunft, in das brausende Wasser.

Das morsche Holz schwankte unter ihrem sich herabbeugenden Körper. Aber es war ein dumpfer, eigensinniger Trost in ihr, eine wilde Gleichgültigkeit.

„Es soll nur brechen! Was liegt daran? Um so besser!“

Schwindelnd und doch wie von einer dunklen Gier hinabgezogen, sah sie dem Strudel zu, der gegen den Felsen heranbrandete, in das Fließen und Ziehen der Wellen, deren Tropfen in die Höhe sprühten.

Dann mit einemmal riß sie mit wirren Augen den Ring vom Finger, ihren Verlobungsring, und schleuderte ihn hinab.

Ein Krachen, ein Splittern und nun dennoch ein Schrei — ein schwacher Angstschrei. Unter der heftigen Bewegung hat die schwache Holzumfriedung nachgegeben, an die sie sich gelehnt; das Geländer bricht, sie stürzt. Ihre Hände suchen noch instinktmäßig nach einem Halt; aber das schwache Bäumchen, das sie ergreift, ist nicht fest genug eingewurzelt; sie reißt es mit sich fort. Das angeschwemmte Erdreich weicht unter ihren Füßen, und sie gleitet unaufhaltsam hinab in die Wellen.

5.

Lea hatte ihren Platz auf dem kleinen Altan wieder eingenommen; erst mit finstern Gesicht; mit einem heftigen Zornprickeln in allen Adern. Aber bald vergaß sie die Scene mit der Tochter über einer Entdeckung, die ihr eine freudige Bewegung verursachte.

Man konnte von dem Balkon aus das gegenüberliegende Flußufer, auf dem ein Sträßlein hinführte, überblicken. Hier stand ein großer Kastanienbaum mit einem Ruheplatz darunter. Auf dieser Bank aber, die das breite Geäst des mächtigen Baumes halb verdeckte, bemerkten ihre scharfen Augen den Freund. General Döllnitz saß da, sich wohl gänzlich verborgen glaubend, und spähte herüber zu ihr.

Gerade diese heimliche Art, wie er, im Schatten sich versteckend, nach ihrem Hause herüberschaute, schien ihr ein Beweis, daß er in ver-liebttem Sinnen das Plätzchen gesucht, daß er sich so recht in der Stimmung befand, die sie so lange herbeigesehnt hatte. Und die schöne

Frau lächelte wieder zuversichtlich und sieges-gewiß vor sich hin.

Plötzlich aber sieht sie den General aufspringen und in wilder Bestürzung gegen den Steg heraneilen. Er winkt mit den Händen; er blickt sich um nach allen Seiten, er ruft. Aber niemand scheint ihn zu bemerken; sie kann seine Worte nicht verstehen; die Hausleute unten stehen eben, laut betend, in der Wohnstube vor ihrer Mahlzelt.

Lea hat keine Ahnung, was geschehen. Sie hat wohl ein Aufklatschen des Wassers gehört, aber nicht darauf geachtet; gleichmäßig rauschen die Wellen vorüber.

Aber nun eilt auch sie in dumpfem Schrecken vor das Haus. Sie will dem General entgegen-lausen, ihn fragen, was geschehen sei. Aber sie sieht nur, wie er den Rock abwirft und vom Holzsteg herab ins Wasser springt.

(Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Rundschau.

Durch das Erscheinen eines französischen Ge-schwaders im Hafen von Mytilene hat der franzö-sisch-türkische Streitfall eine schnelle Erlebigung zu Gunsten Frankreichs gefunden. Die Insel Lesbos oder Mytilene liegt im Ägäischen Meer und beherrscht nicht nur den Zugang zu Smyrna, dem Haupt-handelsplaz Kleinasiens, sondern bietet auch für eine etwaige Bedrohung der Dardanellen den günstigsten Stützpunkt. Die Hauptstadt der Insel, **Mytilene**, auch **Kastro** genannt, hat etwa 15,000 Einwohner, ein großes, an Stelle der ehemaligen griechischen Akropolis im Jahre 1373 erbautes Schloß, vierzehn Moscheen und sieben Kirchen. Handel und Verkehr sind ziemlich bedeutend. — Dem Brasilianer **Santos Dumont** ist es nach mehreren vergeblichen Versuchen nun doch gelungen, mit seinem lenkbaren Luftschiff **den Eiffelturm** zu umfliegen und den von dem Ingenieur Deutsch ausgelegten Preis von 100,000 Franken zu gewinnen. Santos Dumont stieg von St. Cloud auf, steuerte in Höhe von etwa 300 Meter zum Eiffelturm und umkreiste ihn unterhalb der Laterne in einer Entfernung von 75 Meter. Bei der Rückfahrt kam der Ballon durch einen Windstoß in Gefahr, doch konnte er glücklich bei der Aufstiegstelle landen. Obwohl die bedungene Zeit — eine halbe Stunde — um 44 Sekunden überschritten war, wurde Dumont doch der Preis zuerkannt. — Die in allen Kulturstaaten paten-tierte neue „**Salus**“-**Straßenkehrmaschine** besorgt das Besprengen und Zegen der Straßen, sowie das Aufladen des Kehrichts gleichzeitig und selbstthätig. Vorn ist der Wasserbehälter, in der Mitte die Bürsten-walze, hinten die Karre, in welche der Kehricht fällt. Die neue Straßenkehrmaschine arbeitet gleich gut bei trockenem wie bei nassem Wetter, auch etwaige Uneben-heiten behindern sie nicht, da die Bürstenwalze elastisch

ist und sich den Erhebungen und Senkungen des Bodens anpaßt. Die Maschine kann sowohl von Pferden ge-zogen wie von einem Motor angetrieben werden und stellt gegenüber den bisher gebräuchlichen Appa-raten eine entschiedene Verbesserung dar.

## Der Marabut des Sidi Jakub im heiligen Bain bei Blida (Algerien).

(Mit Bild auf Seite 388.)

Die algerische Stadt Blida liegt sehr schön am Fuße des Atlas in fruchtbarer Ebene. Sie wurde 1834 von den Franzosen erstickt und ist seitdem zu neuer Blüte gekommen. Dicht dabei befindet sich in einem Haine eines der berühmtesten Heiligen-gräber Nordafrikas, die Wallfahrtsstätte zahlreicher mohammedanischer Pilger, nämlich der Marabut des Sidi Jakub. Die arabische Bevölkerung feiert dort jedes Jahr ein großes Volksfest; gewöhnlich aber ist es still um die kleine weiße Grabkapelle, die im Schatten hoher Bäume einen sehr stimmungsvollen Eindruck macht.

## Ein kleiner Anfall.

(Mit Bild auf Seite 389.)

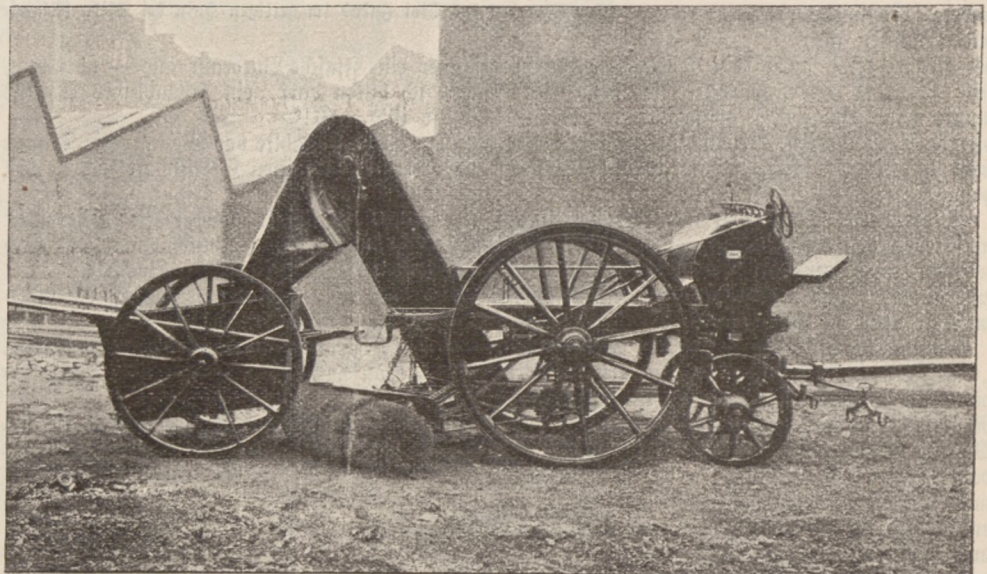
Daß eine Schleife sich löst, ein Knopf oder Haken sich öffnet, eine Nadel verloren geht, ein Saum sich abrennt oder wie die unzähligen kleinen Unfälle alle heißen, die seit dem grauesten Altertum der Dame in voller Toilette drohen und leider auch immer im ungeeignetsten Augenblick begegnen, gehört zu den unentzerrbaren Schicksalsstücken dieses Erdlebens. Glücklicherweise rechtzeitig in einen verborgenen Winkel sichten kann und einen dienstbaren Geist findet, der dem Schaden schnell wieder abhilft.

## Ein Wintermärchen.

Novellette von Franz Clemens.

(Nachdruck verboten.)

Es war bitterkalt im Freien; die Flocken wirbelten in dichten Massen herab, und der Sturm fauchte und heulte, daß der Schnee sich zu Bergen türmte, und das Wetter jenen spezi-fischen Charakter erhielt, welcher den Volks-mund veranlaßt hat, es mit unserm vierfüßigen bellenden Hausfreunde in bezeichnende Verbin-dung zu bringen. Um so angenehmer saß es sich im warmen, bequemen Salon des Ritter-gutsbesizers v. Hochstetten; das fühlte die ganze kleine Gesellschaft, die an diesem Abende um die große Eichenholztasfel und den strahlenden Arm-leuchter versammelt war; darin waren sie auch alle so lustig, mit alleiniger Ausnahme des jungen Forstassessors v. Bilau und der Tochter des Hau-ses, der reizenden Feodora. Warum diese beiden nicht in die allgemeine Lustigkeit einstimmten, wer konnte es wissen? Vielleicht war ihnen



Die neue „Salus“-Straßenkehrmaschine.

das Wetter zu schlecht oder der Thee zu matt oder die Temperatur zu frostig. Die Menschen haben zu Zeiten sonderbare Grillen, besonders wenn sie in einem gewissen Alter sind, wo die Herzenskrisen sich einzustellen pflegen.

Und in der That: der junge Forstmann zählte fünfundsiebenzig, Feodora neunzehn Jahre, und jedes von ihnen war anziehend genug, um das andere so zu finden. Er schwarz, sie blond; er männlich gebräunt, sie alabasterfarben; er groß und stark, sie schlank und zart; kurz, es herrschte in allen Punkten, auch in denen des Standes und Vermögens, das richtige Verhältnis. Beide saßen einander gegenüber; an der Spitze der Tafel aber präsiidierte Herr v. Hochstetten, Feodoras Vater, ein Mann von heiterem Temperament, mit oft recht wunderlichen, aber immer lebenswürdigen Einfällen und gern vergnügt mit den Fröhlichen. Deshalb sah er auch so häufig lustige Gesellschaft in seinem Hause, hauptsächlich junge Leute, denn die waren fröhlicher als die alten.

Den alten Herrn plagte das Zipperlein, und je mehr es ihn peinigte, desto fiderer mußte es um ihn her zugehen. Leider konnte er dieses tückischen

Altersfeindes wegen den Humor nicht mehr aufsuchen außerhalb seines traulichen

Schlosses, vor allem im Winter nicht. Weil daher der Berg nicht mehr zum Propheten kommen konnte, so mußte, wie er sagte, der Prophet wohl oder übel zum Berge gehen. Nie hätte er, wie so manche andere, Trost für seine Schmerzen in Grillen und Launen gesucht, unter denen andere oft mehr leiden müssen als der Kranke selbst durch sein Uebel. Im Gegenteil: je ärger die Schmerzen, je mehr Glück mußte seine Umgebung ausstrahlen. „Denn“, pflegte er zu äußern, „wenn alles um mich her lacht und jubelt, fühle ich meine Qualen nur halb.“

Man hatte schon alles mögliche getrieben, musiziert, gesungen, Anekdoten erzählt, jetzt indessen, nach Beendigung des Abendbrotes, trat eine augenblickliche Stockung ein; keiner schien mehr so recht zu wissen, was er sprechen sollte.

„Zum Kukud“, rief endlich Hochstetten, „was ist denn das heute für eine Kirchhoffstille hier? Habt ihr denn alle eure Zungen in den Rauchfang gehängt oder euren Humor von den Motten fressen lassen? Kinder, heut müßt ihr doppelt fidel sein, denn, ich will's nur gestehen, nich zwickt's mordsmäßig im Wein; statt dessen erblick' ich Gesichter um mich wie ein Zahnarzt im Sprechzimmer. Bülau, was ist Ihnen denn seit einiger Zeit in den Kopf gefahren, daß Sie mit einer Miene herumgehen wie ein

Leichenbitter bei Regenwetter? Und du, Feodora, gehst unseren Gästen mit einem schlechten Beispiel voran. Was in aller Welt ist denn los?“

Feodora lächelte melancholisch, und der Forstassessor machte ein recht verlegenes Gesicht.

„Selbst Johann läuft herum wie ein kranker Mops“, wandte sich der alte Herr halb lachend, halb ärgerlich zu seinem Diener. „Armer Kerl, Sie thun mir ja leid, daß Sie heute Ihren Schatz nicht heimsuchen können, weil zufällig der Jakob verreist ist; aber lassen Sie mich das doch nicht entgelten, verderben Sie mir nicht durch Ihr Jeremiasgesicht die gute Laune. Eilen Sie morgen meinetwegen schon nachmittags in Liebchens Arme; rauchen Sie für jetzt zum Troste diese Zigarre und stechen Sie im Vor-

unbekannter Sultan hielt sogar tausend und eine Nacht einer Erzählerin stand. Wie wäre es, wenn wir auch einmal die Wirksamkeit der alten Sitte erproben und uns wechselseitig etwas erzählten?“

Zubehnde Zustimmung.

„Sehr hübsch, aber nicht originell!“ erklärte Helbig, der Schriftsteller war.

„Warten Sie gefälligst, Doktor, bevor Sie meinen berühmten Ruf antasten“, rief ihm der alte Herr zu. „Mein Vorschlag ist noch nicht zu Ende. Ich meine nämlich nicht, daß jeder von uns ein beliebiges Geschichtchen vortragen soll, sondern wir alle in Gemeinschaft sollen ein solches erfinden, indem einer den Anfang macht, worauf eine andere Person — Dame oder Herr — die Fabel fortsetzt, dann wieder eine andere, und so weiter bis zum Schluß, den ich mir selbst vorbehalte. Das Thema aber, das behandelt werden soll, gebe ich.“

„Bravo, bravo, höchst kurios — höchst interessant!“

„Aber nicht leicht“, meinte der unverbeßerliche Helbig.

„Eben weil es nicht leicht ist, sollen Sie als berufsmäßiger Erfinder von derartigen Sachen den Anfang machen“, entgegnete Hochstetten schadenfroh. „Hören Sie doch das Thema, meine Herren; es sei der Jahreszeit und dem Wetter angepaßt: „Ein Wintermärchen“. Ich bitte um Aufmerksamkeit und Ruhe. Herr Doktor Helbig hat das Wort.“

Aller Augen richteten sich voll Spannung auf den jungen Schriftsteller, welcher ein halbes Glas Wein austrank, sich räusperte und sobann mit gebührender

Feierlichkeit begann: „Es war einmal ein Mann —“

„Bravo!“ rief einer der Zuhörer, „das fängt originell an!“

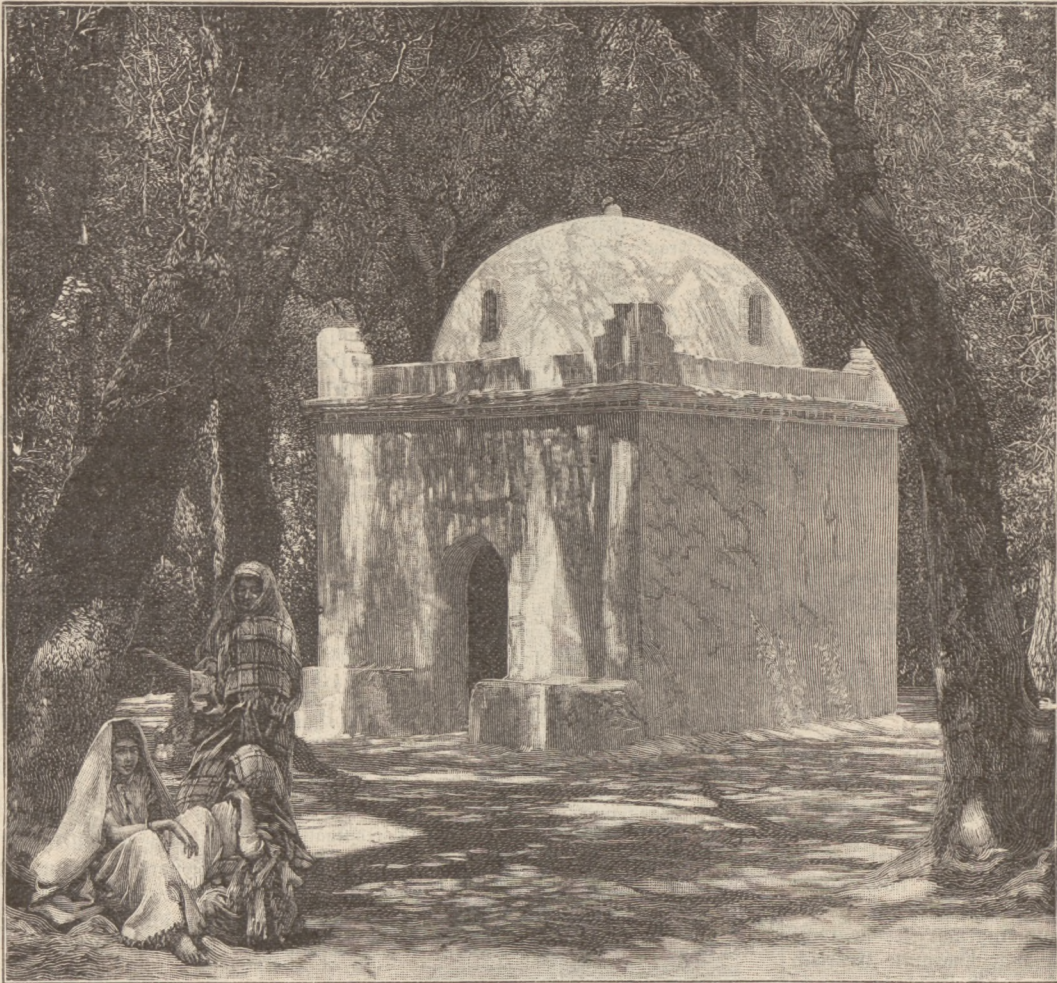
„So muß ich doch wohl dem alten geheiligten Gebrauche gemäß beginnen. Also: Es war einmal ein Mann, und noch ein Mann, und noch ein dritter Mann —“

„Macht zusammen drei Männer“, warf der vorige Interpellant ein.

„Ja, das sind zusammen drei Männer; Sie haben die Zahl ganz richtig getroffen, Baron Wienfeld. Und drei junge Männer waren es; und wie junge Männer manchmal zu thun pflegen, unternahmen sie gemeinschaftlich eine Jagdpartie. Sie zogen also fort in den freien, grünen Wald, wo die Vögel fangen und die Blumen blühten —“

„Sie vergessen, daß es ein Wintermärchen sein soll“, unterbrach ihn Hochstetten vorwurfsvoll.

„Durchaus nicht, Herr v. Hochstetten. Aber



Der Marabut des Sidi Jakob im heiligen Hain bei Blida (Algierien). [S. 387]

zimmer eine Flasche Bordeaux aus — aber nun, wenn ich bitten darf, ein freundliches Antlitz! So, so ist's recht!“

Der Diener strahlte vor Wonne; die Damen und Herren der kleinen Gesellschaft lachten hell und laut.

„So kommen wir wieder in Schwung“, fuhr der Baron fort, „und damit es noch schneller geht, mache ich einen Vorschlag.“

„Hört, hört!“ rief Doktor Helbig, ein regelmäßiger Gast des alten Herrn.

„Hört, hört!“ ertönte es lustig im Kreise. „Der Baron hat wieder eine seiner originellen Ideen.“

Der Baron nickte vergnügt und steckte sich eine neue Zigarre an, worauf er mit bedeutungsvollem Pathos anhub: „Liebe Freunde und Bekannten! Schon in alten Zeiten verführten sich die Menschen ihre Langeweile mit Märchen und Geschichten; selbst die weisesten Sterblichen fanden ein Vergnügen daran, den Barden und Erzählern zu lauschen, ein bekannter oder vielmehr



Ein kleiner Unfall. Nach einem Gemälde von D. Erdmann. (S. 387)

ein Wintermärchen darf doch auch wohl im Herbst — und mein erstes Kapitel fällt in den September — seinen Anfang nehmen. Um so strahlender leuchtet die Phantasie meiner Nachfolger, wenn sie es verstehen, dem herbstlichen Anfang eine winterliche Fortsetzung zu geben. Doch wenn es statt eines Wintermärchens nicht ein Märchen der Unterbrechungen werden soll, so bitte ich, mich fünf Minuten ungestört reden zu lassen. Es versteht sich, daß die Jäger reiche Beute machten —

„Sofern ein Wildhändler bei der Hand war,“ bemerkte eine der anwesenden jungen Damen ein wenig spöttisch.

„Jedenfalls machten sie welche“ — der Erzähler erhob scherzhaft drohend den Finger gegen die Rednerin — „sie schossen zwei Schnepfen, einen Hirsch und einen Fuchs, und mehr kann man doch von Jägern nicht verlangen, von denen der dritte in seinem Leben noch kein Schießgewehr in der Hand gehabt hatte. Alle drei waren übrigens hübsche, stattlich Leute: der erste ein Forstmann, der zweite ein Baron, der dritte ein Federmensch.“

Die Gesellschaft fing an zu lichern und zu flüstern, und der junge Baron Wienfeld winkte dem Forstassessor v. Bülow verständnisvoll zu.

„Müde und hungrig dachten die kühnen Jäger endlich an die Rückkehr. Nun hatten sie jedoch den Inhalt ihrer Jagdtaschen bereits vor Stunden mit gutem Appetit geleert, sich auf die Gastlichkeit der Gegend verlassend, eine Hoffnung, deren Richterfüllung sie fast zur Verzweiflung trieb. Hunger thut weh und am wehesten einem Jägermagen. Den Durst löschten wir — ich wollte fagen — löschten sie zur Not an einer Waldquelle. Was bringen? Bis zur Stadt blieben gute zwei Stunden zurückzulegen, und weit und breit kein Dorf, kein Gasthof. Da sahen sie plötzlich die Sonne in etwas wie Glas sich spiegeln: wie flüssiges Silber funkelte es vor ihren Augen. Dort muß ein Fenster sein, jubelten die Erschöpften, und wo Fenster sind, ist auch ein Haus. Rasch und mit neuer Hoffnung eilten sie vorwärts, bis sie vor sich inmitten eines am Rande des Waldes belegenen traulichen Parkes ein niedliches Sommerhaus erblickten, mit blühenden Fenstern, grünen Jalousien und einer Hülle von dicht verschlungenem Efeu. Vor dem Häuschen stand eine Laube, mit in herrlichstem Rot und Gold wunderbar leuchtendem wilden Wein umrankt, und in ihr stand — was den drei Freunden in diesem Augenblicke am meisten imponierte — ein weißgedeckter Tisch, mit einem vorzüglichen Abendbrot besetzt. Auf zierlichen Tellern präsentierten sich ein delikates aussehender Salat in geräucherterem Zustande, ferner kalter Ausschnitt von Schinken, Cervelatwurst, Braten und Gänsebrust, rotwangige Äpfel, Birnen, süße Pflaumen und Trauben von außerordentlicher Größe und Beschaffenheit; duftende Semmeln und Brotschnitten mit knusperiger Rinde lagen daneben aufgeschichtet, und drei bereits entforckte Flaschen, mit köstlichem Bilsener gefüllt, luden zum erquickenden Genuße ein.“

„Hier ist gut sein!“ rief der Forstmann schnuckelvoll. „Ich wünschte, wir dürften hier Hütten bauen.“

„Allerdings ein verlockender Anblick für Leute, die dem Hungertode nahe sind,“ erwiderte beghrlich der Federheld, „fast wie ein Tischleindeckdich im Märchen.“

„Ein Märchen, ein wirkliches Märchen!“ schwärmte der Baron mit glühenden Augen, „nur die Feen fehlen noch.“

„Nein, auch die Feen fehlen nicht,“ sagte der Forstassessor — wollte fagen der Forstmann — entzückt. „Seht, Freunde, da nahen sie bereits!“

Da kamen in der That, nicht von anmutigen Flügeln aus höheren Regionen herabge-

tragen, sondern mit anmutigen Elfschritten aus der Thür des Lusthäuschens drei junge Damen: die blonde Wulfhild, die braune Guntram und Ingeborg mit dem Goldhaar.“

Baronesse Feodora begann unruhig zu werden, sie erröthete heftig und wandte verlegen ihr erglühendes Antlitz hinweg.

„Hübsch, sehr hübsch!“ sagte der alte Rittersquatschbesitzer beifällig. „Wahrlich, eine reizvolle Situation!“

„Ich bin doch neugierig, ob Amor in Ihrem Märchen eine Rolle spielen wird,“ sagte Baron Wienfeld mit einem bedeutungsvollen Blicke auf den Forstassessor.

„Vorläufig muß erst der Hunger der erschöpften Jäger gestillt werden,“ fuhr Helbig fort. „In alten Zeiten hätten die drei Freunde ungeniert die drei Elfen um eine entsprechende Zehrung bitten können, nicht aber in unserem aller Romantik hohnlachenden Zeitalter. Hungrig, wie sie gekommen waren, hätten deshalb wohl die armen Jagdgenossen wieder abziehen dürfen, wenn nicht ein glücklicher Zufall gefügt hätte, daß einer der Freunde, der Federheld, eine der jungen Damen, und zwar zum Glück gerade die reizende Wirtin — Ingeborg mit dem Goldhaar — persönlich gekannt hätte. Es war die Tochter eines ihm befreundeten Gutsbesitzers, eines alten Herrn von liebenswürdiger Gesinnung und außerordentlicher Gastsfreundschaft.“

Aller Blicke richteten sich lächelnd auf den Hausherrn und die erröthende Feodora.

„Mit zwei Freundinnen hatte sie sich am Morgen herausfahren lassen, um den schönen, sonnigen Herbsttag in dem ihrem Vater gehörigen Jagdschloßchen zu verleben. Die jungen Damen hüpfen den Tag über frei und ungebunden auf dem Moosboden des Waldes umher, schlummerten im Park unter den Buchen und lasen in dem Walde einander Märchen vor. Nun standen sie im Begriffe, zu speisen und dann zurückzufahren. Natürlich luden sie, als sie den Zustand der Jäger vernahm, diese freundlich ein, an ihrer Mahlzeit teilzunehmen. Ein Mädchen verfaß den Tisch mit den fehlenden Bedecken, und alle sechs nahmen in der traulichen Laube das köstliche Mahl ein.“

„Da läuft einem ja das Wasser im Munde zusammen,“ versicherte einer der Gäste lachend. „Herr Doktor, Sie verstehen es wirklich, einen —“

„Poetisch zu stimmen, nicht wahr? Das ist auch mein Beruf.“

„Das nebenher auch, ich wollte aber eigentlich fagen: Appetit zu machen.“

„Nurje!“ rief der alte Herr ungeduldig. „Wir sind in gespannter Erwartung. Weiter, Doktor, weiter!“

„Ich habe nur noch einige Worte zu fagen. In lustigem Geplauder verlief wohl eine Stunde, dann mußte man sich trennen. Der Baron und der Federheld zeigten sich höchlichst entzückt von dem Abenteuer; nur der Forstmann schien schwermützig zu sein: er seufzte wiederholt und warf einigemal die Frage auf, ob er sich denn nicht den Damen gegenüber recht einsilbig, linksisch und fauertöpsisch benommen habe, worauf die Antwort der Freunde lautete, daß er sich keine unnützen Grillen in den Kopf setzen solle, da er in jedem Falle ein prächtiger Kerl sei. Damit, verehrte Anwesende, endet das erste Kapitel unseres Wintermärchens. Wer Lust fühlt, mag die Fortsetzung berichten.“

„Ich befürchte, daß nicht jeder von uns so viel Phantasie besitzt, das zweite Kapitel dieses Märchens zu erfinden. So will ich denn die Fortsetzung übernehmen, wenn unser edler Gastgeber nichts dagegen hat,“ erklärte Baron Wienfeld, indem er Helbig verstohlen zuwinkte.

„Nicht das mindeste,“ entgegnete der alte Baron. „Schießen Sie los!“

„Bitte, Wienfeld, nicht in zu realistischer Manier,“ rief der Forstassessor dem Freunde in

einem Tone zu, aus dem man eine gewisse Unruhe heraushörte.

Baron Wienfeld verzog in gutmütigem Spott die Lippen und setzte darauf die Erzählung wie folgt fort.

„Meine Herrschaften, das zweite Kapitel handelt von der Liebesqual des armen Forstmannes. Sie werden alle schon herausgefunden haben, daß die schöne Ingeborg mit dem Goldhaar das Herz des Ritters vom edlen Weidwerk zu heißer Minneglut entflamnte, so daß ich, wenn unser Märchen in Venedig oder Sevilla spielte, jetzt eine höchst romantische Geschichte von Mondscheinerenaden, Gondelfahrten unter den Fenstern ihres Palastes, ritterlichen Abenteuern, Zweikämpfen und ähnlichen poesievollen Intermezzen zu erzählen hätte. Doch bei uns geht die Liebe andere Wege. Natürlich empfand der Weidmann den sehnsüchtigen Wunsch, sein Ideal wiederzusehen, deshalb bewog er den Freund, ihn in ihres Vaters Haus einzuführen, wo er in kurzem ein gern gesehener, wenn auch etwas schweigsamer Gast war. Doch sprach er kein Wort von seiner Liebe, obwohl er dem schönen Fräulein die zarteste Aufmerksamkeit bewies. Die Abende wurden nun länger und länger, der Winter brach herein, es froh und schneite. Es war an einem klaren schönen Abende. Hell und prächtig stand der Vollmond am östlichen Himmel. Wie Silber flimmerte die spiegelglatte Eisbahn, die Musikanten schmetterten lustige Weisen in die kalte Luft, alt und jung tummelte sich auf dem Eise. Auch Ingeborg war in Begleitung ihres Bruders erschienen, und um sie schwebte der Forstmann, so gut er das in seinen nagelneuen, silberblühenden Stahlschuhen vermochte. Denn Sie müssen wissen, er hatte bis dahin am Eissport wenig Geschick gefunden; als er jedoch vernahm, daß Ingeborg eine leidenschaftliche Schlittschuhläuferin sei, setzte er alle seine Kräfte daran, die anmutige Kunst zu erlernen. Eben glitt Ingeborg mit einer Freundin am Arm daher, da wollte auch der Forstmann seine neuerworbene Geschicklichkeit beweisen, pfeilschnell in nächster Nähe der Damen vorübergleiten und im Vorbeifahren den Hut zum triumphierenden Gruße hülfen.“

„Was haben Sie, lieber Bülow? Sie wollen doch nicht fortgehen?“ fragte der Hausherr in diesem Augenblicke den jungen Forstmann, der sich erhoben hatte.

„Ich weiß nicht — es ist so heiß hier — ich möchte nur einen Augenblick frische Luft schöpfen,“ antwortete dieser gedrückt.

„Nicht doch; warten Sie wenigstens, bis unser Märchen zu Ende ist,“ lächelnd Baron Wienfeld. „Sie nehmen es wohl lädel, daß darin auch von einem Forstmanne die Rede ist?“

Bülow setzte sich wieder. „O nein — keineswegs!“

„Er wollte, sagte ich,“ fuhr der junge Baron fort, „denn über das Wollen kam der Arme nicht hinaus. Unser Held mußte die Tücke des Schicksals kennen lernen. Das Unternehmen erwies sich als zu gefahrvoll für seine ungeübten Beine. Er verlor das Gleichgewicht, und mit einemmal fiel er wie ein Bleisoldat gerade zu ihren Füßen nieder.“

„Hahaha!“ lachte der Hausherr.

„Er hätte nun die beste Gelegenheit gehabt, den günstigen Augenblick auszunutzen und seiner Angebeteten zuzurufen:“

„Wie gerne dir zu Füßen  
Säng' ich mein schönstes Lied —“

leider aber that er das nicht, denn ein silberhelles Lachen drang an sein Ohr, ein übermütiges, graufames Lachen, das ihm die rote Blut in die Wangen trieb. Was half es nun noch, daß sie ihm mitleidig die weiße Hand reichte, um ihm beim Aufstehen behilflich zu sein? Sein Inneres war tief verletzt; er dankte kurz und verschwand vom Schauplatze. „Sie

liebt mich nicht," stöhnte er und ist seitdem wie verwandelt. Wie ein Träumer geht er herum. Ohne ihre Gegenwart meiden zu können, hat er nicht den Mut, sich zu erklären. So gingen Wochen dahin, damit aber auch das zweite Kapitel des Wintermärchens."

Wienfeld schwieg; die Gesellschaft klatschte Beifall, der Forstassessor starnte wie geistesabwesend vor sich nieder.

"Liebt sie ihn denn nicht wieder?" nahm einer der Herren das Wort.

"Es wäre grausam gegen den Armen," flüsternte eine Nichte des Hausherrn.

"Thut mir leid, ich kann darüber keinen Aufschluß erteilen — wir erzählen mit verteilten Rollen, und mein Teil ist zu Ende."

"Wer will fortfahren?" fragte Herr v. Hochstetten, der plötzlich nachdenklicher als sonst erschien.

Niemand meldete sich anfangs; endlich erbot sich Frau Landrat Mötzing, die jüngste Schwester des alten Herrn, eine als ebenso liebenswürdig wie geistvoll bekannte Dame und eines der geschätztesten Mitglieder des kleinen frühlichen Kreises, die Fortsetzung zu übernehmen.

"Ich thue es nur aus dem Grunde," ergriff sie unter lautlosem Schweigen das Wort, „um eine so edle Vertreterin meines eigenen Geschlechts, wie Ingeborg mit dem Goldhaar es ist, gegen den Verdacht der Grausamkeit in Schutz zu nehmen. Wohl lachte Ingeborg, als der Forstmann so unvermutet vor ihr niederfant — wie wir alle lachen würden beim Anblick eines derartigen Unfalls —, aber nur einen Augenblick, dann gewann ihr gutes Herz die Oberhand; sie eilte ihm zu Hilfe und vergoß hinterher bittere Thränen in dem Gedanken, möglicherweise verkauft worden zu sein. Denn auch sie — wir dürfen es nicht verschweigen — Was meinst du, Feodora?" unterbrach sie sich, um auf ein beschwörendes Flüstern der neben ihr sitzenden jungen Dame zu antworten.

"Wollen wir nicht aufhören?" sagte Feodora hastig. "Es ist so langweilig!"

"Der Meinung bin ich auch," bestätigte Büllau.

"Langweilig?" fuhr der alte Herr auf. "Warum nicht gar? Gerade jetzt wird ja die Sache erst interessant. Nur weiter, Mathilde! Laß hören, was Ingeborg mit dem Goldhaar über ihren Anbeter denkt."

"Ihr ganzes Herz schlug für ihn," fuhr die Dame fort, während des Forstassessors Antlitz zu leuchten begann, „es hatte vom ersten Augenblick an für ihn geschlagen. Auch sie zeigte sich von Stund' an trübe und nachdenklich; denn das ist nun einmal die Art der Liebenden, die selbst bei Vorhandensein der klarsten Verhältnisse tausend Hindernisse zwischen sich und dem geliebten Gegenstande erblicken.

Sie liebten sich beide, doch keines wollte es dem anderen gestehen; jedes dachte, niemand ohne ihren Herzenszustand, während alle ihre Verwandten und Bekannten ihre Gefühle längst bis auf den Grund erkundet hatten.

"Mathilde," rief hier Herr v. Hochstetten, „den Schluß erzähle ich. Du gehörst zu den Modernen, die gern alles traurig enden lassen. Ich bin weniger mitleidslos von Gesinnung und gönne gern der Liebe ihren Teil. Am wenigsten mag ich es leiden, wenn ein Märchen ein unbefriedigendes Ende nimmt — warum und wozu auch? Im Märchen braucht man ja um Mittel und Wege nicht verlegen zu sein, die Handlung zum guten Ende zu führen. Also hören Sie den Schluß! — Der Forstmann und Ingeborg mit dem Goldhaar verzeigten sich also in stillem Gram und würden vielleicht thörichterweise recht unglücklich geworden sein, wenn das Fräulein nicht zum Glück einen verständigen Vater gehabt hätte. Dieser hatte ebenso wie andere Leute die Wahrheit längst erkannt, daher sagte er sich: Was

sollen die armen jungen Herzen unnütz leiden? Der Forstmann ist ein in jeder Hinsicht wünschenswerter Schwiegersohn, und Ingeborg hält die Probe mit jedem Mädchen aus. Als er daher eines Abends eine fröhliche Gesellschaft um sich versammelt sah und der Zufall ihm gerade volle Gewißheit über den Stand der Dinge gab, entschloß er sich kurz, klingelte dem Diener, — hier klingelte Hochstetten in der That, worauf Johann den Kopf durch die Thür steckte — „rief ihm zu: Johann, eine Bowle, aber schnell!" — hier nickte Johann und verschwand wieder — „dann ergriff er die Hand des Weidmanns und seiner Tochter, — der alte Herr ergriff bei diesen Worten plötzlich die Rechte Büllaus und die seiner errötenden Tochter Feodora — „legte ihre Hände ineinander und sagte: Kinder, seid glücklich! Hier habt ihr meinen Segen."

Damit legte der Hausherr die Hände des vor Sonne strahlenden Paares ineinander, erhob sich und sprach mit lauter, feierlicher Stimme: „Hiermit verkünde ich die Verlobung meiner Tochter Feodora mit Herrn Forstassessor Edmund v. Büllau."

Freudiges Jauchzen erhob sich in dem kleinen Kreise; alle drängten sich herbei, um Glück zu wünschen.

Nachdem sich der Freudenrausch einigermaßen beruhigt hatte, fuhr Hochstetten im Erzählertone fort: „Alle Anwesenden waren entzückt von dem unverhofft glücklichen Ausgang der Sache und feierten bei einer dampfenden Bowle heiter und froh das Verlobungsfest. Das ist das Ende des Wintermärchens."

In diesem Augenblick erschien Johann mit der Bowle, während ein Mädchen die Gläser aufsetzte. Toaste wurden ausgebracht, und Gläser klangen aneinander.

"Nun, war meine Idee nicht reizend?" fragte stolz der alte Herr.

"Vorzüglich!" erwiderte Selbig. „Das nenne ich ein wirkliches Märchen, das man gleichzeitig miterlebt, indem man es erzählt und erzählen hört. Ich bin überzeugt, nicht ich allein, sondern alle unvermählten Anwesenden möchten wohl fürs Leben gern auch einmal ein solches Wintermärchen erzählen hören. Und damit dies in möglichst ausgebreitetem Maße der Fall sei, werde ich es niederschreiben und drucken lassen."

Und so ist's geschehen.

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Seltene Auszeichnungen.** — Nach der Schlacht bei Eggmühl (1809) begab sich Kaiser Napoleon I. von Truppe zu Truppe, um selbst die Belohnungen zu verteilen, die nach dem Gewinn der Schlacht für hervorragende Tapferkeit in Aussicht genommen waren.

Als er vor die Front des 17. Infanterieregiments trat, das mit besonderer Auszeichnung gefochten hatte, rief er mit lauter Stimme dem Obersten zu, er solle ihm sofort den bravsten Offizier nennen, da er diesen zum Grafen erheben wolle. Die Offiziere Napoleons mußtten immer auf überraschende Fragen gefaßt sein. Der Oberst aber war im ersten Augenblick nicht in der Lage, wirklich den tapfersten Offizier des Regiments angeben zu können, und nannte aufs Geratewohl einen Namen. In diesem Augenblicke schrie ein kleiner Kapitän, der, wie sich später herausstellte, ein vorlauter Gascoigner war:

„Das ist nicht wahr, Sire, ich bin der tapferste Offizier des Regiments!"

Ohne weiteres abzuwarten, trat er von seiner Stelle innerhalb des Regiments vor die Front, vor dem Kaiser salutierend.

In der That stellte es sich heraus, daß dieser kleine gascoignische Kapitän Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte. Er wäre um seine Belohnung gekommen, wenn er nicht Dreistigkeit und Geistesgegenwart in diesem Augenblicke besessen hätte. Ein anderer Herrscher hätte sich vielleicht durch die Dreistigkeit, mit welcher der Kapitän seinen Obersten Lügen strafte und sich vordrängte, abgestoßen gefühlt. Napoleon aber schätzte Geistesgegenwart und Energie über alles, er ernannte den Gascoigner auf der Stelle zum Grafen

und beschenkte ihn außerdem reichlich seinem neuen Stande gemäß.

Wertwürdigerweise sollte bei der Verteilung der Belohnungen bei demselben 17. Regiment und an demselben Tage noch ein zweiter interessanter Fall eintreten.

Es wurde dem Kaiser ein Sergeant vorgestellt, der mit außerordentlicher Tapferkeit gefochten hatte. Der Kaiser wendete sich zu einem der ihn begleitenden Adjutanten und befahl kurz: „Ihn gebe dem Tapferen das Kreuz der Ehrenlegion!"

Aber der Sergeant wies lächelnd auf seine Brust, auf welcher sich bereits diese damals von allen Soldaten so heiß begehrte Auszeichnung für persönliche Tapferkeit befand. Man hätte ihn sonach nur noch mit dem Offizierskreuz dekorieren können, mit dem allerdings das Vorrücken zum Offizier verbunden gewesen wäre.

Der Kaiser wendete sich an die Vorgesetzten des Sergeanten und erfuhr, daß er weder lesen noch schreiben könne. Es war also unmöglich, einen solchen Mann zum Offizier zu ernennen. Einem Nicht-Offizier aber das Offizierskreuz der Ehrenlegion zu verleihen, war gegen die Statuten des Ordens, deren Aufrechterhaltung dem Kaiser sehr am Herzen lag.

Es gab eine peinliche Pause, während welcher Napoleon überlegte. Dann nahm er dem Adjutanten ein Kreuz der Ehrenlegion ab und heftete es eigenhändig dem Tapferen neben das ihm schon verliehene an die Brust, indem er sagte: „Mein Sohn, ich verzeihe dir für deine Tapferkeit noch einmal den Orden der Ehrenlegion."

So wurde dieser Sergeant gewissermaßen eine Sechenswürdigkeit für die ganze Armee. Er war der einzige Mensch, dem zweimal, und zwar vom Kaiser selbst, das Kreuz der Ehrenlegion verliehen worden war.

Damit war der Zwischenfall vorläufig erledigt. Später stellten sich indessen große Schwierigkeiten heraus, als der Name des Dekorierten in die Liste der Ritter der Ehrenlegion eingetragen werden sollte. Es mußte dem Kaiser die Frage zur Entscheidung vorgelegt werden, und Napoleon befahl, da der Mann bereits in den Listen stände, sei die zweite Verleihung desselben Ordens nicht einzutragen, ihm aber ein zweiter Berechtigungschein auszufüllen. Außerdem solle ihm eine lebenslängliche Pension gewährt werden, die dem doppelten Ritter der Ehrenlegion noch bis in die dreißiger Jahre von dem Kanzleramt des Ordens der Ehrenlegion in der That ausgezahlt wurde.

Fast ebenso erging es einer Marketenberin, der einzigen Frau, der Napoleon selbst das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Schlachtfelde verliehen hatte.

Nach dem Ordensstatut waren Frauen nicht berechtigt, Ritter zu werden, und um das Statut nicht zu verletzen, erfolgte auf besonderen Befehl des Kaisers keine Eintragung des Namens der Dekorierten in die Liste. Dagegen erhielt auch sie eine Pension, die aus der Kasse des Ordens der Ehrenlegion zu zahlen war.

Erst vom Jahre 1852 ab dürfen Frauen in Frankreich den Orden der Ehrenlegion erhalten, und er ist dort in den letzten vierzig Jahren überhaupt nur zweimal an Frauen verteilt worden. Das eine Mal an die Frau eines Forschungsreisenden, die ihren Gatten in Männerkleidung jahrelang auf seinen Reisen durch Indien begleitet und mit ihm unsägliche Gefahren und Strapazen bestanden hatte.

Die zweite Dekorierte war die Frau des Maires von Nizon. Diese Frau hörte in einer Nacht, in der sie sich ganz allein in ihrem Hause befand, in dem Bureau ihres Mannes, der verreist war, ein verdächtiges Geräusch. Sie nahm ein Licht, einen Revolver und begab sich furchtlos in das Bureau. Hier fand sie drei maskierte Einbrecher damit beschäftigt, die Kasse und den Dokumentenschrant zu plündern. Als sich die Einbrecher entdeckt sahen, stürzten sie voller Wut auf die unglückliche Frau. Aber den ersten und zweiten schoß die Gattin des Maires nieder, so daß die Mäuber sofort zu Boden stürzten, während sie den dritten in dem Augenblick niederstreckte, als er, betroffen über den unerschütterlichen Mut der Frau, sich aus dem Fenster flüchtete.

Es stellte sich heraus, daß die Einbrecher es weniger auf Geld, als darauf abgesehen hatten, öffentliche Dokumente zu entwenden, deren Verlust für Staat und Regierung von außerordentlichem Nachteil gewesen wäre.

Die mutige That der Frau des Maires wurde mit der Verleihung des Ordens der Ehrenlegion belohnt, und diese Ritterin war auch die erste, die in die Liste des Ordens eingetragen wurde. [A. D. K.]

**Die Hygiene des Taschentuches.** — Zu den unentbehrlichsten Gebrauchsgegenständen gehört das

Taschentuch, mit dessen Verwendung indessen großer Mißbrauch getrieben wird. So herrscht vielfach die Unsitte, den beim Husten abgeforderten Auswurf in das Taschentuch zu spucken. Nun ist aber gerade die Mundhöhle ein guter Nährboden für zahlreiche Bakterienarten, von denen man dort schon wiederholt gefährliche Krankheitserreger, wie den Tuberkelbacillus und den Typhusbacillus, gefunden hat. Ähnliches gilt von der Nasenhöhle. Auch unsere Hände kommen naturgemäß am leichtesten mit den Krankheitskeimen in Berührung. Noch gefährlicher wird die Benutzung der Taschentücher, wenn, wie erwähnt, in sie von Kranken, beispielsweise Diphtheritisranken und Schwindkrüchtigen, die ausgehusteten Auswurfstoffe gespuckt werden. Wird ein Taschentuch lange gebraucht, so kann es bei einem Schwindkrüchtigen zu einer wahren Ablagerungsstätte von Tuberkelbacillen werden. Der abgelagerte Schleim trocknet ein, verstaubt und mit ihm die Schwindkrücht-

keime. Es ist deshalb schon wiederholt darauf hingewiesen worden, die Taschentücher nicht übermäßig lange zu gebrauchen, die gebrauchten gut zu verwahren und namentlich nicht ein Taschentuch für mehrere Personen zu benutzen, wie es häufig zwischen Erwachsenen und Kindern geschieht.

Am besten lassen sich die angegebenen Uebelstände natürlich vermeiden, so daß eine Uebertragung von ansteckenden Krankheiten durch das Taschentuch ausgeschlossen wird, wenn dasselbe nach der jedesmaligen Verwendung vernichtet wird. Von diesem Gesichtspunkt aus sind neuerdings nun Taschentücher aus Papier in den Handel gebracht worden. Sie sind derartig dicht hergestellt, daß der aus Nase oder Mund zu entfernende Auswurf sie nicht durchdringen kann, wie dies bei den Gewebetaschentüchern der Fall ist, wo er durch die kleinen Oeffnungen der Gewebe hindurchtritt, dadurch häufig an die Hände gelangt und von denselben auf andere Gegenstände

oder Körperteile verbreitet werden kann. Außerdem sind die Papiertaschentücher weich und geschmeidig und trotzdem widerstandsfähig genug, um sie nicht schon bei der Benutzung zu zerreißen.

Sie werden aus dünnem, der Geschmeidigkeit und Widerstandsfähigkeit halber mit Glycerin durchtränktem Papier angefertigt, dem eine Unterlage aus leichtem Verbandstoff gegeben wird. Die Herstellung erfolgt auf der Papiermaschine, indem Papier und Gewebe gemeinsam in einer Bahn durch einen mit Glycerin und Wasser gefüllten Behälter geleitet werden. Nachträglich wird das Papier in viereckige Stücke von 15 bis 18 Centimeter zerschnitten.

Es empfiehlt sich, dieselben, damit sie ihre Weichheit und Geschmeidigkeit behalten, an einem feuchten Orte aufzubewahren. Die Kosten des Gebrauchs derartig hergestellter kleiner Taschentücher sind, jedesmalige Vernichtung nach der Benutzung vorausgesetzt, nicht viel höher als diejenigen des

## Humoristisches.



In der Schaubude.

Herr: Wie, das sollen Zwerge sein? . . . Die Leute sind doch gar nicht besonders klein.  
Besitzer: Das ist ja eben die Sehenswürdigkeit . . . es sind Niesen-zwerge!



Weitgehende Voraussetzung.

Feldwebel: Einjähriger Meier, da fehlt ja ein Knopf an Ihrem Rock; das scheint Sie gar nicht zu rühren. — Sie denken wohl, Sie hätten so wie so nur noch ein paar Wochen zu dienen, und da wollen Sie einstuweisen anfangen abzürüsten.

Waschens der seitherigen Taschentücher aus Geweben, so daß sie die größte Verbreitung und die allgerneinste Aufnahme verdienen. [Th. S.]

**Aus einer Schriftstellerwerkstatt.** — Einst wurde der geniale Satiriker und Kunstkenner Lichtenberg in Göttingen, der bekanntlich in sehr günstigen Verhältnissen lebte, von seinem Hausarzte gefragt, wie er eigentlich zu den köstlichen Einfällen in seinen Schriften komme.

„Ich verdanke meine besten Gedanken einem Vogel und einem Gewächs,“ entgegnete der Befragte, „nämlich dem Rebhuhn und dem Johannisberger. Nie fühle ich mich angeregter, als wenn ich Rebhühner gegessen und Johannisberger getrunken habe. Dann bin ich glücklich in meinen Ideen und in den Urteilen schärfer. Bei schwerer Hausmannskost fällt mir rein gar nichts ein.“

„Das Rezept für geistiges Schaffen ist nicht schlecht,“ bemerkte der Hausarzt, „nur schade, daß man es nicht jedem Schriftsteller verordnen kann!“ [F. W.]

**Ein altes Herbarium.** — In Liegnitz befindet sich ein Herbarium, das schon im Jahre 1660 in den Besitz des dortigen Johannesstiftes überging. Es ist erstaunlich, wie gut sich die einzelnen Pflanzen konserviert haben. Ein Exemplar der Mondraute steht so aus, als ob es erst vor Jahr und Tag eingelegt worden wäre. Ebenso sind andere Pflanzen — wilde Malven, Nesseln u. s. w. — noch in einem trefflichen Zustande. [W. S.]

### Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 50.

Auflösung des Mosaik-Problems in Nr. 48: Die Buchstaben sind nach der Anzahl ihrer Punkte, von eins angefangen, zu ordnen und ergeben alsdann: „Eigendorff“.

### Silben-Rätsel.

Die Wörter eines Spruches aus Freidanks „Becheidenheit“ zählen zusammen sechzehn Silben. Von den letzteren ist der Reihe nach je eine in einem der nachstehenden Wörter: Weniger ode, Streufand, Hundstage, Tauder, Hindernis, Fensterbrett, Lüneburg, Mondschein, Eigenwille, Volkszählung, Allenstein, Derfflinger, Muffelin, Kalbheisch, Essigsäure, Seine enthalten.

Wie lautet der Spruch?

Auflösung folgt in Nr. 50.

### Charade. (Zweifellos.)

Die erste scheucht aus träger Ruh;  
Die zweite krönt dem Rheine zu;  
Das Ganze wagt wie Feuerbrand  
Sich unheilbringend durch das Land.

Auflösung folgt in Nr. 50.

Auflösung des Homonymis in Nr. 48:  
Gefahren.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Redialert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.